

in eine moderne Universitätsgeschichte hineingehören. Statt einer größeren Einleitung haben sie selbst wichtige Aufsätze beigesteuert (etwa mit Kaisers Darstellung der Hochschulreform 1950, mit Hoßfelds Studien zur Traditionspolitik der Biologie in Jena oder mit dem Blick Mestrups in die inneren Mechanismen der Universitätsparteileitung der SED sowie den wohl als Ausarbeitungen für eine größere zusammenhängende Darstellung gedachten Abrissen der Universitätsgeschichte in der Honeckerära und der Kooperation mit den ortsansässigen Unternehmen in den 70er und 80er Jahren von demselben Autor). Einer der materialreichsten Aufsätze der beiden Bände, Gustav-Wilhelm Bathkes Rückgriff auf die Daten der Studentenumfragen des DDR-Jugendinstituts von 1979, 1989 und 1990 für ein Porträt der im Saaletalkessel Studierenden, endet nicht zufällig mit der Zwischenüberschrift „Von den Schwierigkeiten, ein Fazit zu ziehen“ (S. 1015). Dies könnte auch als Titel für das Gesamtunternehmen gewählt werden. Denn erkennbar liegen der Bandgliederung außer einer Zäsur im Jahr 1968, die zwar die ersten beiden Abschnitte unterscheidet, aber ebenfalls nicht näher begründet wird, keine integrierenden Überlegungen zugrunde. Bildet 1968 eine Achse, an der sich die aufregende Zeit der heftigen Auseinandersetzungen und die Tristesse eines dem Ende entgegen dämmernden sozialistischen Hochschulwesens spiegeln lassen? Oder gehören die ostdeutschen Hochschulreformen zu den traumatisierenden Erfahrungen der nach 1990 Erinnernden? In der Vielfalt der ausgebreiteten Fakten kann man für unterschiedliche Deutungen Anhaltspunkte finden. Der große Vorzug dieses Werkes besteht zunächst darin,

denjenigen, die sich mit der jüngeren Geschichte der Friedrich-Schiller-Universität nicht auskennen, ein reiches Anschauungsmaterial zur Verfügung zu stellen. Nur wenige werden die beiden Bände in einem Zug lesen, dafür aber Möglichkeiten des Vergleiches nutzen. Angesichts der bevorstehenden Welle von Universitätsjubiläen in Ostdeutschland (nach der 450-Jahrfeier in Jena 2008 folgen Leipzig 2009 mit 600 Jahren und die 200-Jahrfeier in Berlin 2010) kann das nur begrüßt werden.

Anmerkung

- 1 „Kämpferische Wissenschaft“. Studien zur Universität Jena im Nationalsozialismus, hrsg. von U. Hoßfeld, Köln/Weimar/Wien 2003.

**Jaap Sleifer: Planning Ahead and Falling Behind. The East German Economy in Comparison with West Germany 1936–2002 (= Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte, Beiheft 8), Berlin: Akademie Verlag 2006, 239 Seiten.**

Rezensiert von  
Rainer Karlsch, Berlin

Seit dem Ende der DDR wird über die Ursachen ihres Zusammenbruchs diskutiert. In der Wirtschaftsgeschichtsschreibung stand vor allem die Frage zur Debatte, ob die DDR-Wirtschaft einen schlechten Start oder einen schlechten Lauf hatte. Anders gefragt: war die im Vergleich zur Bundesrepublik immer mehr nachlassende ökonomische Leistungsfähigkeit der DDR den ungünstigen Ausgangsbedingungen

oder dem Wirtschaftssystem geschuldet? Wie unsicher die Datenbasis zu Beantwortung dieser Frage war und teilweise noch immer ist, demonstrierte Albrecht Ritschl fünf Jahre nach dem Ende der DDR.<sup>1</sup>

Die Extrempositionen in der oben genannten Debatte haben Christoph Buchheim<sup>2</sup> und Jörg Roesler<sup>3</sup> markiert. Während Buchheim in der Innovationsschwäche des planwirtschaftlichen Systems die entscheidende Wachstumsbarriere für die DDR-Wirtschaft sieht, betont Roesler die konkreten historischen Umstände, vor allem die inzwischen von der Forschung allgemein anerkannten schlechteren Startbedingungen Ostdeutschlands nach 1945.<sup>4</sup> Buchheims streng ordnungspolitische Argumentation wird von der Mehrzahl der deutschen Ökonomen geteilt. Allerdings gerät diese in Wanken, sobald man die gängigen statistischen Analysen über das ost- und westdeutsche Wirtschafts- und Produktivitätswachstum zu Rate zieht. So resultierte auf der Datenbasis von Wilma Merkel und Stefanie Wahl<sup>5</sup> und auch nach den Berechnungen von Bart van Ark<sup>6</sup> die Produktivitätslücke mindestens zur Hälfte allein aus der Entwicklung zwischen Mitte 1948 und Ende 1950. In diesen Jahren wurde eine Planwirtschaft nach sowjetischem Muster in der DDR gerade erst etabliert. Damit ist die These von der Innovationsschwäche der Planwirtschaft nicht widerlegt, sie sollte aber weder verabsolutiert werden, noch zu einem Ausblenden der Analyse der konkreten historischen Bedingungen führen.

Es ist das Verdienst des vorliegenden Buches von Jaap Sleifer, das in wesentlichen Teilen auf seiner von der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Groningen angenommenen Dissertation beruht, die

bisherigen Versuche der deutsch-deutschen Wachstums- und Produktivitätsvergleiche einer fundierten Kritik unterzogen zu haben. Sleifer behandelt die Entwicklung der ostdeutschen Wirtschaft von 1936 bis 2002. Damit ist bereits ein großer Vorzug der Studie genannt. Indem Sleifer seine Analyse nicht auf die Jahre 1945 bzw. 1949 bis 1989/90 beschränkt, gelingt es ihm, die statistischen Probleme des West-Ost-Vergleiches besser in den Griff zu bekommen als andere Autoren vor ihm.

In acht Kapiteln werden die Grundlagen der DDR-Wirtschaftsstatistik, das Wachstum des Bruttosozialproduktes und die Entwicklung der einzelnen Wirtschaftssektoren jeweils in den Jahren 1936 bis 1950/54, 1950 bis 1989 sowie 1990 bis 2002 behandelt. Ein umfangreicher statistischer Apparat, der gut ein Drittel des Buches umfasst und die eigentliche Basis für die Analysen des Autors bildet, sowie eine sorgfältig zusammengestellte Literaturliste schließen den Band ab. Vermisst hat der Rezensent allerdings eine Bezugnahme zu den Studien von Jörg Roesler und anderen zum Wirtschaftswachstum in der DDR.<sup>7</sup>

Einleitend werden die Tücken der DDR-Statistik diskutiert, insbesondere die Frage, inwiefern die DDR-Preise relative Knappheitsrelationen widerspiegeln oder nicht. Allgemein akzeptiert wird inzwischen, dass die offiziellen DDR-Statistiken das Wachstum des Bruttosozialproduktes (BSP) bzw. des Nationaleinkommen (NE) zu hoch ausweisen. Daher haben Wilma Merkel und Stefanie Wahl<sup>8</sup> sowie Oskar Schwarzer<sup>9</sup> versucht, auf Grundlage spezifischer Umrechnungskoeffizienten von DDR-Mark in DM, Neuberechnungen versucht. Sleifer weist zu Recht auf die methodischen

Probleme ihres Herangehens hin. Solche deflationierten Austauschkoefizienten berücksichtigen z. B. nur Güter, die über den Außenhandel verkauft werden. Sleifer umgeht die Probleme der Umrechnungskurse, indem er sich, wie bereits Gustav Stolper 1960, auf rein physisch-quantitative Indikatoren stützt. Diese Methode hat auch ihre Tücken, ist aber verlässlicher als andere Ansätze.

Den Ausgangspunkt für Sleifers Argumentation bildet die Entwicklung des BSP pro Kopf zwischen 1936 und 1991. Während das BSP pro Kopf 1936 auf dem Gebiet der späteren DDR etwas über dem westdeutschen Niveau lag, fiel es bis 1991 auf nur noch 31 Prozent. Interessant, wenn auch nicht neu, ist der Befund, dass das ostdeutsche BSP pro Kopf bereits 1950 nur noch halb so hoch lag wie das westdeutsche. Danach ging es leicht aufwärts. Von 1960 bis 1989 sank das ostdeutsche BSP pro Kopf langsam aber kontinuierlich und brach nach der Vereinigung ein. Der größte Teil des Rückstandes trat also zwischen 1936 und 1950, genauer gesagt von Mitte 1948 bis 1950 ein. Zwei Faktoren waren dafür hauptverantwortlich: die Reduktion des Kapitalstocks durch einmalige und laufende Reparationen sowie die Desintegration der ostdeutschen Wirtschaft. Der Autor bestätigt damit die Untersuchungsergebnisse von Lothar Baar, Rainer Karlsch und Werner Matschke.<sup>10</sup>

Für das Zurückfallen der Leistungsfähigkeit der ostdeutschen Wirtschaft waren ihre ab Mitte 1948 aus politischen Gründen (separate Währungsreformen, Berlinkrise, Einschränkung des Interzonenhandels, Embargobestimmungen) abrupte Herauslösung aus der innerdeutschen Arbeitsteilung und die weitgehende regionale

Neuausrichtung des Außenhandels von kaum zu unterschätzender Bedeutung. Sleifer weist dies mit seinen statistischen Berechnungen nach. Für Sachsen wurde dies bereits von Gerd Hackenberg auf Grundlage der Landesstatistik überzeugend demonstriert.<sup>11</sup> Erst als die sächsische Industrie ihre Märkte in Westdeutschland und Westeuropa weitgehend verlor, fiel ihr Wachstum hinter jenes der westdeutschen Länder zurück. Die traditionell besonders hohe Außenhandelsintensität Sachsens – Fertigwaren, vor allem Konsumgüter und Erzeugnisse des Maschinenbaus wurden exportiert und Rohstoffe sowie Halbfabrikate importiert – wirkte unter den veränderten geopolitischen Rahmenbedingungen als Wachstumsbarriere. Hinzu kam eine Reihe weiterer, nur schwer quantifizierbarer Probleme, wie die Elitenflucht, die beginnende Austrocknung des Mittelstandes durch Verstaatlichung, die Abwanderung von Firmen in den Westen usw.<sup>12</sup> Andere Erklärungsansätze, wie der Bruch im Rechnungswesen, den es so abrupt, wie von Oskar Schwarzer unterstellt, nicht gab, sind demgegenüber marginal.

Um zu einem Fixpunkt (Benchmark) für seine Berechnungen zu kommen, hat Sleifer einen bisher von der wirtschaftshistorischen Forschung noch nicht genutzten umfangreichen Industriezensus von 1936 genutzt. Damit gelingt ihm eine präzise Bestimmung der Ausgangslage. Wünschenswert wäre es gewesen, wenn der Autor die Zensusdaten auch noch mit den Ergebnissen der nicht publizierten Studie von Rolf Wagenführ von 1946 über die Struktur der Wirtschaft der SBZ verglichen hätte.<sup>13</sup> Davon einmal abgesehen bietet seine verdienstvolle Auswertung des Zensusmaterials eine Reihe aufschlussreicher

Erkenntnisse. Sleifer konstatiert, dass die ostdeutsche Industriestruktur 1936 modern war, jedoch nicht ganz so modern wie die westdeutsche, was sich vor allem in einem größeren Gewicht „alter“ Branchen zeigte. Es sind diese strukturellen Unterschiede, die den Produktivitätsrückstand von neun Prozent im Jahr 1936 erklären. Im Jahr 1954 lag die Produktivität der ostdeutschen Wirtschaft im Vergleich zur westdeutschen bei rund 62 bis 65 Prozent. Diese Werte werden plausibel hergeleitet. Sleifer hebt sich vom methodischen Ansatz von Bart van Ark<sup>14</sup> ab, dessen Rückrechnung der Produktivität der ostdeutschen Wirtschaft, nach Auffassung des Rezensenten, auf unzureichenden Ausgangsanahmen basiert und daher zu irrelevanten Ergebnissen führt. Gemäß van Ark soll die Produktivität der ostdeutschen Wirtschaft 1950 nur noch bei 39 Prozent der westdeutschen gelegen haben. Kaum ein Kenner der DDR-Wirtschaftsgeschichte wird solchen Berechnungen Erklärungskraft zubilligen.

Anders ist hingegen Sleifers Zahlenwerk zu bewerten. Es bietet überzeugende Erklärungen für den ostdeutschen Produktivitätsrückstand: die Reduktion des Kapitalstocks durch die Reparationen, die Strukturprobleme, die Abwanderung von Arbeitskräften und den Einsatz wenig effizienter Technologien. Als zentrales Problem benennt Sleifer das Zurückbleiben der Metallerzeugung und der Maschinenbaubranche, und zwar sowohl für 1936 als auch für 1954, wobei sich der negative Effekt, der von der Unterentwicklung dieser Branchen für die gesamtwirtschaftliche Produktivität ausging, nach dem Zweiten Weltkrieg noch deutlich verstärkte. In die-

sen Zahlen widerspiegelt sich die Desintegration der ostdeutschen Wirtschaft.

Bei der Beschreibung der regionalen Differenzen im Jahr 1936 erwähnt Sleifer drei deutsche Industriezentren: das Ruhrgebiet, Berlin und Sachsen. Oberschlesien als viertes großes Zentrum hätte ebenfalls noch genannt werden sollen, zumal die ostdeutsche Wirtschaft nach 1945 nicht allein unter der Abschnürung von den Lieferungen aus dem Westen litt. Ob überhaupt und, wenn ja, wann die Austauschbeziehungen zwischen Sachsen, Berlin und Schlesien wieder das Vorkriegsniveau erreichten, bleibt eine noch zu untersuchende Frage.

Die Analysen der Performance der ostdeutschen Wirtschaft in den Jahren von 1950 bis 1989 und 1990 bis 2002 fallen knapper aus. Sleifer untersucht das industrielle Wachstum und die Entwicklung der Arbeitsproduktivität in der Industrie, der Landwirtschaft, der öffentlichen Versorgungswirtschaft, im Bauwesen sowie in der Transport- und Kommunikationsbranche. Auch dabei kommt er zu interessanten Befunden. Beispielsweise war die ostdeutsche Landwirtschaft 1936 wesentlich produktiver (158 Prozent des westdeutschen Niveaus) als die westdeutsche. Dieser Vorsprung ging bis 1950 nicht nur verloren, sondern verkehrte sich in einen Rückstand (75 Prozent des westdeutschen Niveaus). Ausschlaggebend dafür waren vor allem der Zuwachs an Beschäftigten in der Landwirtschaft von 1,7 Mio. Personen 1936 auf mehr als 2,1 Mio. Personen 1950 und die negativen Produktivitätseffekte der Bodenreform. Im Gegensatz zur Landwirtschaft lag die Produktivität der ostdeutschen Bauwirtschaft seit den 70er Jah-

ren deutlich über der westdeutschen, was Sleifer dem „Plattenbaueffekt“ zuschreibt. Gegenüber den ersten Kapiteln fällt die Analyse des Transformationsprozesses nach 1990 etwas ab. Der Autor beschränkt sich hier auf die Wiedergabe der aktuellen Diskussionen unter den Ökonomen. Ein generelles Aufholen der ostdeutschen Wirtschaft sieht er, wie inzwischen die meisten Beobachter, nicht. Stattdessen vertritt er die These, dass sich nach 1990 eine neue Arbeitsteilung zwischen den deutschen Regionen herauszubilden begann, wobei sich im Osten der Agrar- und der Bausektor überproportional entwickelte, während die Industrie weit zurückfiel, und zwar in allen neuen Bundesländern. Daher sei Ostdeutschland insgesamt auf dem Wege zu einer randständigen Region, was seinen Ausdruck im zu geringen industriellen Besatz, einer ungünstigen Wirtschaftsstruktur und dem Mangel an Großbetrieben findet. Leider kommt Sleifer in seinem Resümee nicht auf die äußerst spannende Ausgangfrage zurück.

Das Buch ist für quantitativ arbeitende Wirtschafts- und Sozialhistoriker höchst anregend und sehr zu empfehlen. Insbesondere die gekonnte Auswertung der Zensusdaten von 1936 ist von bleibendem Wert und dürfte künftig noch oft zitiert werden. Allgemein an der deutsch-deutschen Wirtschaftsgeschichte Interessierte sollten ebenfalls nicht auf die Lektüre verzichten. Letztlich erlaubt nur eine konsistente Datenbasis belastbare Aussagen zur Leistungsfähigkeit einer Volkswirtschaft.

#### Anmerkungen

- 1 Vgl. A. Ritschl, Aufstieg und Niedergang der Wirtschaft der DDR. Ein Zahlenbild 1945–1989, in: *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte* 1995, Heft 2, S. 11–46.
- 2 Vgl. Ch. Buchheim, Die Wirtschaftsordnung als Barriere des gesamtwirtschaftlichen Wachstums in der DDR, in: *Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 82 (1995), S. 194–210; ders., Kriegsfolgen und Wirtschaftswachstum in der SBZ/DDR, in: *Geschichte und Gesellschaft* 25 (1999) 4, S. 515–529.
- 3 Vgl. J. Roesler, Alles nur systembedingt? Die Wirtschaftshistoriker auf der Suche nach den Ursachen der Wirtschaftsschwäche der DDR, in: H. Timmermann (Hrsg.), *Die DDR – Politik und Ideologie als Instrument*, Berlin 1999, S. 213–232.
- 4 Zuletzt dazu: R. Karlsch/J. Laufer (Hrsg.), *Sowjetische Demontagen in Deutschland 1944–1949. Hintergründe, Ziele und Wirkungen*, Berlin 2002.
- 5 Vgl. W. Merkel/St. Wahl, *Das geplünderte Deutschland. Die wirtschaftliche Entwicklung im östlichen Teil Deutschlands von 1949 bis 1989*, Bonn 1991.
- 6 Vgl. B. van Ark, *The Manufacturing Sector in East Germany. A Reassessment of Comparative Productivity Performance 1950–1988*, in: *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte* 1995, Heft 2, S. 75–100.
- 7 Vgl. J. Roesler; V. Siedt; M. Elle, *Wirtschaftswachstum in der Industrie der DDR 1945–1970*, Berlin 1986.
- 8 Vgl. Merkel/Wahl (Anm. 5).
- 9 Vgl. O. Schwarzer, *Sozialistische Zentralplanwirtschaft in der SBZ/DDR. Ergebnisse eines ordnungspolitischen Experiments (1945–1989)*, Stuttgart 1999.
- 10 Vgl. L. Baar/R. Karlsch/W. Matschke, *Kriegsschäden, Demontagen und Reparationen*, in: *Enquete-Kommission*, Frankfurt a. M. 1995.
- 11 Vgl. G. R. Hackenberg, *Wirtschaftlicher Wiederaufbau in Sachsen 1945–1949/50*, Köln 2000.
- 12 Vgl. R. Karlsch/M. Schäfer, *Wirtschaftsgeschichte Sachsens im Industriezeitalter*, Leipzig 2006.